Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 12

Artikel: Was wissen Sie vom Käfigturm?
Autor: Thierstein, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637174

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was wissen Sie vom Käfigturm?

Von EUGEN THIERSTEIN

Jeden Tag sind es Hunderte, welche den Durchgang beim Käfigturm passieren. Tausende sehen den historischen Bau täglich und Ungezählte haben dieses markante Wahrzeichen, welches nebst dem Zeitglocken eines der bekanntesten der Stadt ist, schon bestaunt. Doch sind es wahrlich Wenige, welche Näheres um dieses bernische Bollwerk des Frühbarocks wissen, das sicher von den bewegten Zeiten des Dreissigjährigen Krieges zu erzählen wüsste.

Es war am 19. Mai 1638, als die Berner Regierung den Deutschsäckelmeister *Hans Frischherz* und vier weitere Sachverständige mit den Vorbereitungen für den Neubau des Käfigturmes betraute. Rund 400 Jahre lang war an der gleichen Stelle ein Turm gestanden, dessen Baufälligkeit nun aber zu deutlich zutage trat. Hans Frischherz, der Beauftragte, sollte jedoch nicht mehr lange in dem Amt des Säckelmeisters bleiben, denn bereits im Sommer 1639 kam man grossen Veruntreuungen auf die Spur, die den einst angesehenen Mann zur Richtstätte führten. Er wurde am 5. März 1640 nach langen Untersuchungen vor dem Rathaus enthauptet.

Seinem Nachfolger, dem tüchtigen Werkmeister *Joseph Plepp* sollte bei seiner Arbeit mehr Segen beschieden sein. Er arbeitete zwei verschiedene Projekte für den Neubau aus, von denen das eine am 29. Mai 1641 endgültig angenommen wurde. Nachdem sich die Regierung lange nicht einig gewesen war, ob der neue Turm an der gleichen Stelle wie der alte stehen solle oder besser versetzt würde, entschied man sich endlich für Beibehaltung des alten Platzes und Ankauf des anstossenden Nachbarhauses, denn der Turm allein hätte nicht genug Raum für alle Gefangenen geboten. Frau Wwe. Gunier, die Besitzerin des Hauses erhielt dafür 4000 Pfund und 6 Mütt Dinkel Trinkgeld. Die Kaufurkunde trägt das Datum 19. Februar 1641.

Die Arbeit konnte nun beginnen. Bauern aus der Umgebung der Stadt wurden zu Steinfuhrungen verpflichtet, was jedoch viel Missgunst stiftete und sogar einen Bauernstreik bewirkte, denn die Landleute waren damals über das Mass mit Steuern belastet und wollten nun nicht noch ein weiteres Opfer bringen. Vergessen wir nicht, dass der elendbringende Krieg schon 25 Jahre gewütet und dem Volk, ähnlich wie heute, hohe Ausgaben und etwelche Steuern abgezwungen hatte. Mitte August waren die Fundamente gelegt und die Verträge mit den lombardischen Maurern, welche die Aufbauarbeiten übernommen hatten, abgeschlossen. So wurde schon damals für ein planmässiges Bauen gesorgt. Der bereits genannte Werkmeister Plepp war mit dem Oberanführer der Maurer, *Antoni Graber*, der eigentliche Bauherr. Doch sollte ihm diese Stellung nicht lange beschieden sein. Bereits im Mai 1642 starb er von der Arbeit weg. Sein Nachfolger, Antoni Thierstein, wurde Werkmeister des Kirchen- und Turmbaues; doch war es gegeben, dass Graber, der von Anfang an bei der Gestaltung des Werkes dabei war, die Verantwortung für den Weiterbau übernahm.

Mittlerweile wuchsen die Mauern des neuen Käfigturmes empor. Die Arbeiten des Dachstuhles wurden an Hans Stähli, Werkmeister des Holzwerkes, übergeben. Er hatte das Zimmern und Aufrichten des Dachstuhles zu besorgen, sowie die Böden, Türen und das übrige Holzwerk einzurichten und erhielt für diese Arbeit 600 Pfund bar, 3 Mütt Roggen, 12 Mütt Dinkel, 4 Mütt Haber, 2 Zentner Käse (was würde er heute dazu sagen?) und 1 Saum Wein.

Man war sich im Berner Rat darüber einig geworden, dass der stolze Turm auch eine Glocke haben müsse, doch bot deren Beschaffung in dieser Kriegszeit grosse Schwierigkeiten. Metallknappheit ist also keine ausgesprochene Erscheinung der Neuzeit, wie man vielleicht gerne versucht ist anzunehmen, sondern war schon im Mittelalter aktuell. Da brachte jemand die Kunde, dass bei einem in Freiburg wohnenden Burgunder eine Glocke zu erstehen wäre. Meister *Hans Gerber*, der Rotgiesser, wurde zwecks Prüfung und Schätzung an Ort und Stelle geschickt. Mit gutem Bericht kehrte er nach Bern zurück und beantragte der Regierung den Kauf und diese willigte ein. Meister Gerber fuhr nochmals nach Freiburg, schloss den Handel ab und überwachte den Transport nach Bern. Auch der Verkäufer kam mit und soll hier kostenfrei gehalten worden sein, wie in der Chronik zu lesen steht. Das ganze Geschäft mit allen Nebenausgaben kostete die Berner 230 Kronen und 16 Batzen. Woher stammt nun aber das ergatterte Glöcklein? Die Inschrift verrät einiges und sagt, dass es 1599 gegossen worden und Eigentum der Bewohner von *Navenne* und *Echenoz* sei (2 km südlich von Vesoul, Departement Haute Saône, France). Es handelt sich um ein Beutestück soldatischer Plünderei des Dreissigjährigen Krieges und muss bei dem einträglichen Metallhandel in die Schweiz verschoben worden sein.

Der Glocke Weihespruch hätte für einen Gefängnisturm nicht besser gewählt werden können: „VOX MEA CUNCTHORUM IT TERROR DEMONORUM" („Meine Stimme soll ein Schrecken aller bösen Geister sein").

Der Turm war aber noch nicht fertig, noch fehlte die Bedachung. Zwei Kupferschmiede haben sie ausgeführt und zwar so vortrefflich, dass sie zum guten Teil noch heute nach 300 Jahren ihren Zweck erfüllt! Endlich, im Frühjahr 1643 war der Turmbau beendet. Er hatte aber, hauptsächlich durch die Kriegszeit bedingt, so grosse Kosten verschlungen, dass man, entgegen dem ursprünglichen Plan Meister Plepps, vom Anbringen einer Uhr absah. Erst 28 Jahre später, 1691, hatte ein umherziehender Handwerksmann das meisterliche Uhrwerk geschaffen, das noch heute Tag für Tag lautlos sein schweres Pendel durch die Turmstube schwingt.

Seit drei Jahrhunderten blickt nun der hohe Turm geduldig und verschwiegen über die Dächer und Giebel der Stadt. Manches mag er wohl gesehen haben in der langen Zeit seines Daseins, Erfreuliches und Unerfreuliches. Zum Letzteren zählt bestimmt auch der *Käfigturmkrawall*, der sicher noch manchem unter uns weilenden in Erinnerung ist. Bern stand in der Blüte seiner Entwicklung. Allerorts wuchsen neue Bauten aus dem Boden, neue Quartiere entstanden, die Stadt wurde zusehends grösser. Das war im Jahre 1893. Da zogen am 19. Juni eine Menge arbeitsloser Handlanger wütend auf die Bauplätze Kirchenfeld, Gryphenhübeli und Schosshalde, um die vielen dort arbeitenden Italiener zu vertreiben. Die Polizei musste eingreifen und verhaftete 14 Demonstranten. Dies führte am Abend des gleichen Tages zu Massenaufläufen vor dem Käfigturm (vergessen wir nicht, dass dieser bis 1898 als Gefängnis diente), dessen Türe die Polizei mit blanker Waffe verteidigen musste und dabei fielen Schüsse. Durch die Feuerhaspel alarmiert, kam sofort die Feuerwehr zu Hilfe. Die Unteroffiziersschule der Artillerie, welche durch die Gemeindebehörden vom Militärdepartement angefordert worden, kam erst in Bern an, als wieder völlige Ruhe eingezogen war. 70 Verhaftete und ein Verletzter waren die Bilanz dieses Tages. Am folgenden Morgen traf ein Infanterie-Schulbataillon aus Luzern ein, ferner wurden das Bat. 37 und die Schwadron 10 zum Platzdienst aufgeboten. Tags darauf beschloss der Gemeinderat, freiwillige Bürgerwachen aufzustellen und der Regierungsrat verbot vorsichtigerweise alle Umzüge und Versammlungen im Freien.

Noch manches wäre zu erzählen über unsern Käfigturm, vieles wäre aus den Chroniken auszugraben, die uns unsere Ahnen überlassen haben, über Dinge, die sich im Schatten dieses Baues abspielten. Seine Mauern haben manchen harmlosen Vagabunden, manchen unschuldigen Pechvogel, aber auch manchen gefährlichen Verbrecher beherbergt. Heute jedoch hat der Turm seine einstige Bedeutung verloren. Er musste es sich gefallen lassen, dass man das Tram unter ihm durchfahren liess, dass die Gefängnisse aufgehoben und zu Archivsälen umgewandelt wurden und anderes mehr. Seine äussere Form aber hat er erhalten, noch immer steht er da, stolz wie in früheren Zeiten, treu und wachsam und gereicht der Stadt zur Zierde.

(Geschichtliches, entnommen einem Aufsatz von alt Staatsarchivar G. Kurz, aus dem „Kleinen Bund" vom 2. April 1933.)

Karl der Grosse und die Musen

Von KILIAN HONIG

Karl der Grosse hatte seinen Namen darum erhalten, weil er, wie er selber ohne falsche Bescheidenheit anerkannte, Grosses, ja Ausserordentliches leistete.

Er war von Beruf Leiter der Bankfiliale in Weidenbach, und nicht ein jeder Dreissigjährige bringt es so weit. Das ist jedoch noch lange nicht alles! Er steckte seine kurze englische Pfeife in den Mund, zog ein Beret basque über seinen wilden Haarschopf, stellte sich vor eine alte Mühle, Sonnenblume oder einen Waldzipfel und ölmalte. Er sass in den Salons an den Flügel und sang wie ein Benjamino Gigli die „Uhr" von Löwe, oder sonst etwas aus einem Repertoir, das den Damen wohlgefiel und auch manchen Herren im Herzgrübchen kitzelte. Man konnte ihn bei seiner Mutter, wo er wohnte, im Hinterhaus in einer als Atelier umgewandelten Bodenkammer antreffen, wo er mit Gips und Lehm hantierte, oder an einem tafelförmigen Stück Rotsandstein ein Relief hervorzauberte. Und dichten konnte er selbstverständlich auch. Für den Scharfschützenverein Weidenbach hatte er ein Marschlied nicht nur gedichtet, sondern auch eine Melodie mit vierstimmigem Männerchorsatz und Klavierbegleitung geschrieben. Kein Kaninchenzüchterklub, keine Keglergesellschaft feierte einen Anlass, kein Tee bei den Damen der Honoratioren des Städtchens fand statt, kein Hochzeit wurde von Stapel gelassen, ohne dass der auserkorene und von sämtlichen Musen geküsste Karl der Grosse dabei war. Er konnte wirklich alles, abgesehen davon, dass er als vorzüglicher Unterhalter brillierte, stets die allerneuesten Witze wusste und tanzen konnte, als hätte er bei Terpsichoren selbst einen Kurs genommen. Eine Künstlernatur vom Scheitel bis zur Sohle war er, und er war sich dessen auch geziemend bewusst. Alle anderen Maler der engeren und weiteren Umgegend verlachte er als „Schlaargginen". Die Sänger und Musikanten waren seiner Meinung nach miserable Stümper, jedenfalls nicht wert, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Die Bildhauer verachtete er nicht weniger; sie wären insgesamt gerade noch soviel wert, um Grabsteine zu fabrizieren, verkündete er höhnend und fügte bei: „Am besten ihre eigenen!" Am niedrigsten im Kurs standen bei ihm die Dichter. Jeder einigermassen intelligente Sekundarschüler, behauptete er, könnte bessere Romane schreiben; die Schmarren, die für die Theater abgefasst würden, verdienten die Druckerschwärze nicht! Von den Gedichten gar nicht zu reden, die sich die Hungerleider von den Zeitungen mit schwerem Geld bezahlen und von allerlei Stiftungen mit Preisen beweihräuchern liessen. Kritiker und Rezensenten kamen bei ihm auch nicht gut weg. „Möchtegerne" seien sie, himmeltraurige, „Verhinderte", die selber nichts könnten und sich aufs Beschnattern fremder Eier kapriziert hätten.

Dagegen war er von sich selber vollkommen überzeugt. „Wenn ich nur wollte!" sagte er. „Ich könnte meinen Bankdirektorposten von einem Tag auf den andern an den Nagel hängen und mich ganz einer Kunst widmen, irgendeiner, wurst welcher! — Ja, das versteht ihr nicht! Wer die künstlerische Ader wirklich in sich trägt, der braucht sich nur hinzusetzen! Gebt ihm einen Pinsel in die Hand, eine Schreibmaschine, einen Meissel, ein Klavier — und das Kunstwerk ist da! Schon Spitteler hat gesagt: ‚Die Vielen können nichts, der Eine nur kann alles!' — und so ist es. Haut einem die Hände weg — und er singt! Ja, irgendwie muss es heraus, was Göttliches in ihm steckt! Und wenn er seine Füsse als Hände gebrauchen müsste!"

„Warum denn," fragte ihn einmal eine seiner Anbeterinnen, das Fräulein Emmy von der Konditorei Dutly (beides mit ügregg, bitte!), „warum denn, lieber Herr Karl, geben Sie sich nicht ganz einer Kunst hin, oder meinetwegen zweien oder dreien? Eine solche Arbeit wäre doch nur ein Vergnügen für Sie, und Sie würden riesig und leicht Geld verdienen!"

Er schaute sie an wie ein Hahn die Hennen, wenn er einen fetten Graswurm verschluckt hat. „Erstens, meine schöne Verehrte, dichte und male und bildhauere ich niemals um schnöden Mammon! ‚Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet!' — Ich will unabhängig sein vom Geldverdienst mit meinen künstlerischen Fähigkeiten! Dann bin ich frei, beziehungsweise nicht gezwungen, um Broterwerb etwas zu machen, das mir vielleicht im Moment nicht passte — Aufträge erfüllen usw., phu! — Und zweitens besteht eben die hohe Mission des Menschseins nicht darin, nur zum Vergnügen zu arbeiten. Eine Arbeit, die ein Vergnügen ist, ist keine Arbeit, sondern eine Lustbarkeit, die man eigentlich besteuern müsste. Nein, mein liebes Fräulein Emmy, ich finde es geradezu schandbar, dass es in unserem Lande und anderswo Menschen gibt, die das edle Handwerk der Kunstmeisterschaft dazu erniedrigen, Geld zu verdienen! So bin ich nicht! — ‚Die goldne Kette gib mir nicht, die Kette gib den Rittern, vor deren kühnem Angesicht der Feinde Lanzen splittern. Gib sie dem Kanzler, den du hast und lass ihn noch die goldne Last zu andern Lasten tragen!' — oder wie ich aus dem Stegreif sagen würde:

Warum das blaue Blümchen blüht,
Das Vöglein pfeift im Stillen?
Warum der Dichter singt sein Lied?
Nicht eitlen Goldes willen!

Das Blümchen blüht, das Vöglein singt,
Der Dichter dichtet Lieder,
Weil es dem Herrgott Ehre bringt
Immer und immer wieder!"

„Einfach fabelhaft sind Sie!" quittierte das Fräulein Emmy und blickte ihn so hingebungsvoll an, dass ihm angst und bange wurde.

Denn nur vor den Fräuleins wurde ihm angst und bange. Im Freundeskreise konnte er stundenlang davon erzählen, welche Kunststücke er schon habe anwenden müssen, um Junggeselle zu bleiben. Denn heiraten, das wollte er nicht, obschon er die schönsten Partien hätte machen können.

„Wenn schon," erklärte er, „ich in den heiligen Stand